

Preis 20 Heller.



WILST

Mai=Elfen.

Elfentanz in Maiennacht,
Solde Geisterchöre —
Abgethan und ausgelacht,
Alte Ammenmäre!
Unser rechnender Verstand,
Kalt, verbohrt, verdrossen,
Spottet über solchen Tand,
Solche Kinderpossen.

Keine Märchenblumen blüh'n,
Wo wir Futter brauchen,
Und die Blüthengeister flieh'n,
Wo die Schöte rauchen.
Mammon ist der Gott der Zeit,
Und zu Wär und Wölken
In des Urwalds Einsamkeit
Flüchten sich die Elfen.

Doch da kommt ein Musikant
In den Wald gezogen,
Und er streicht mit flinker Hand
Seinen Fiedelbogen.
Husch! Das Volk der Geister zieht
Tanzend eine Runde —
„Horch! Ich weiß ein neues Lied,
Eine neue Kunde.

Ja, da draußen in der Welt
Aendern sich die Zeiten,
Hab' gefragt in Stadt und Feld
Bei den armen Leuten.
Alles bebt vor Born und Groll,
Beil und Sense blinken,
Und der Mammontempel soll
Bald in Trümmer sinken.

All die schönede Rechenkunst
Und Gewalt der Reichen,
Aktenstaub und Weihrauchdunst
Soll von himmen weichen.
Und der sieggekrönte Mai,
Glorreich, weltgepriesen,
Führt Euch Elfen froh und frei
Beim zu Euren Wiesen.“

Jubelsang durchbraust den Wald
Und die Geisterflügel
Kauschen nach der Heimat bald
Ueber Thal und Hügel.
Frühlingszauber wunderbar
Sproßt auf öder Haide —
Alte Märchen werden wahr,
Poesie und Freudel

Zwei Kämpfe für den Achttundentag.

Die heutige Maifeier blickt auf zwei gewaltige Kämpfe zurück, die im verflossenen Jahre für eines der großen Prinzipien, die sie vertritt, durchgeföhrt wurden, den Textilarbeiter- und Kohlengräberstreik. Wer hätte noch vor zehn Jahren gedacht, daß die österreichische Arbeiterschaft solchen Heroismus, solche Zähigkeit, solches durchbringende Zielbewußtsein aufbringen könne! Und es waren gerade die in der Organisation am meisten zurückgebliebenen Arbeiterkategorien, die diese geschichtlich denkwürdigen Kriege geführt und Erfolge errungen haben.

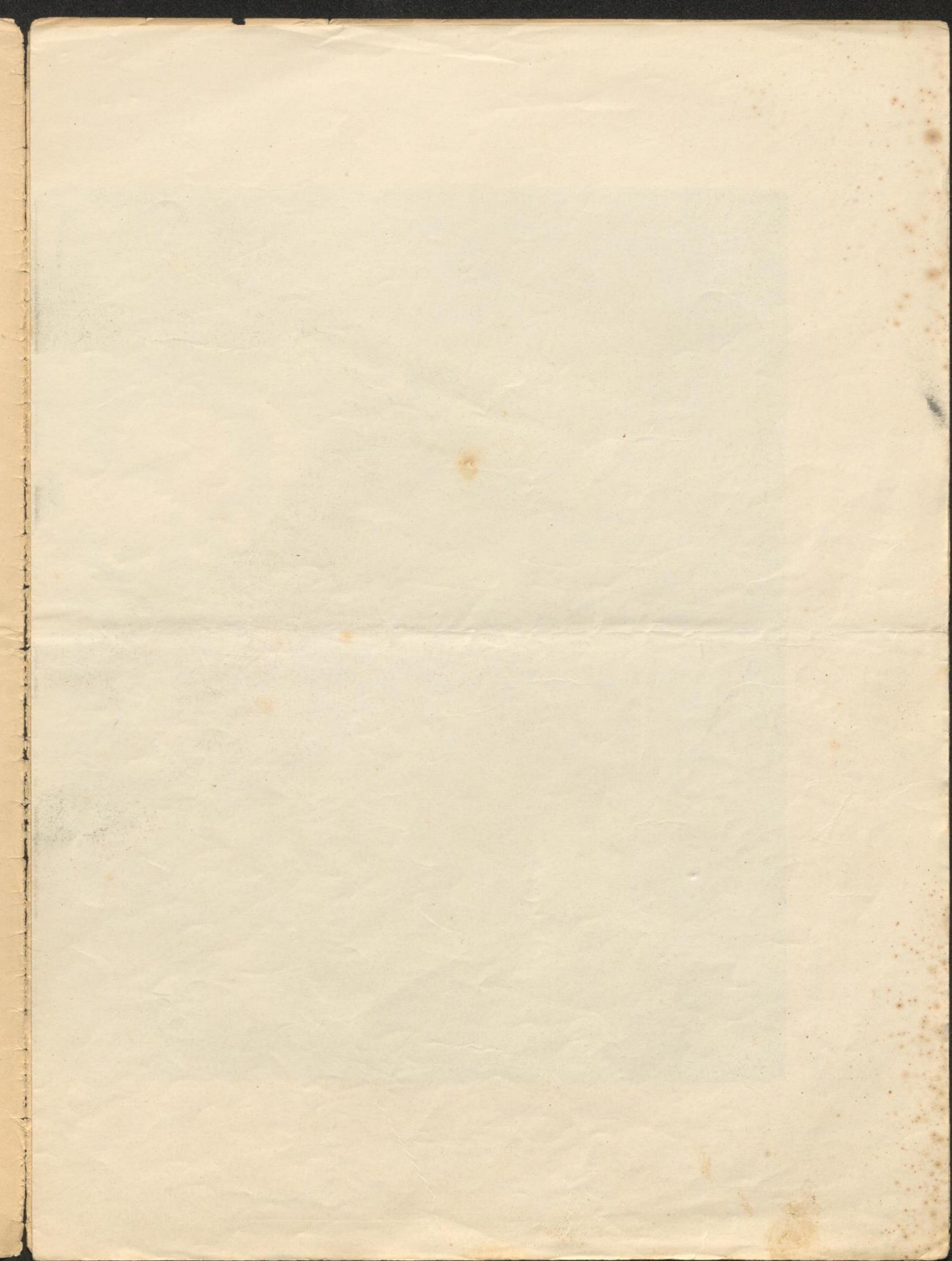
Gerade der 1. Mai ist ein Anlaß, diese mächtigen Lohnbewegungen ernst zu betrachten, auf Ursache und Charakter zu prüfen und ihre Bedeutung zu ermessen. Textilindustrie und Bergbau sind diejenigen kapitalistischen Gebiete, in denen die Macht des Unternehmertums gegenwärtig noch am stärksten gebietet. Hier herrschen die maßloseste Ausbeutung, die niedrigsten Löhne, eine lange Arbeitszeit, die Gesundheit der Arbeiter ist aufs Tiefste erschüttert, die ganze Arbeiterklasse physisch furchtbar herabgekommen. Eifersüchtiger als anderswo wachen hier die Kapitalisten über ihre Vorrechte und die Rechtlosigkeit ihrer Lohnsklaven, und jeden Versuch der Arbeiter sich zu organisieren und durch soziale Forderungen ihre gesellschaftliche Lage menschlicher zu gestalten, unterdrücken sie in brutalster Weise, und nirgends ist bei Lohnbewegungen so viel Arbeiterblut geflossen, wie in den Weber- und Bergbaugebieten, in Machod und Mürschan, in Bielitz und Ostrau u. s. w.

Wenn nun trotzdem die Weber und Grubenarbeiter, die Einen zu 12.000, die Anderen gar zu 60.000 an der Zahl in den Streik getreten sind, wenn die Einen sechs, die Anderen sogar zehn Wochen Hunger und Noth gelitten haben, wenn sie diese ganze lange Zeit hindurch durch keine, noch so tückische und brutale Provokation seitens der Unternehmer sich aus ihrer würdevollen Haltung herauslocken ließen, wenn sie im Stande waren auf der einen Seite die Verkürzung des Arbeitstages um eine Stunde zu erringen, im andern Falle sogar das Parlament zu einer einmüthigen Kundgebung zu Gunsten des Achttundentages und zur Vorbereitung eines Gesetzentwurfes über die Einführung des Neunstundentages zu veranlassen, so ist heute kein Zweifel daran, daß dieser Sieg der bis dahin unorganisierten und undisciplinirten Massen ohne die geschlossene Solidarität der übrigen Arbeiterschaft und die große erzieherische Arbeit der Sozialdemokratie nicht möglich gewesen wäre. Dadurch, daß sie sich sofort mit eiserner Thatkraft in den Dienst der Streikenden gestellt, hat sie die öffentliche Meinung beeinflusst, durch für österreichische Verhältnisse riesige Geldsammlungen hat sie die ärgste Noth von den Kämpfenden genommen und in ihnen Hoffnung und

Kampfesmuth rege erhalten, und sie ließ sich durch die Thatsache, daß Weber und Kohlengräber nicht organisiert waren, nicht nur nicht abschrecken, sondern vielmehr anfeuern zu umso energischerer Mithilfe im Streite, galt es für sie doch mehr als die Erfüllung der strengen Bestimmungen der Gewerkschaftsstatuten. Handelte es sich doch um das eigentliche große Ziel der Sozialdemokratie, um die Erfüllung ihrer geschichtlichen Sendung, um die Auferweckung der Indifferenten, um ihre Einreihung in die Armee der zielbewußten Streiter für ein höheres menschliches Ideal, eine neue, bessere Gesellschaftsordnung.

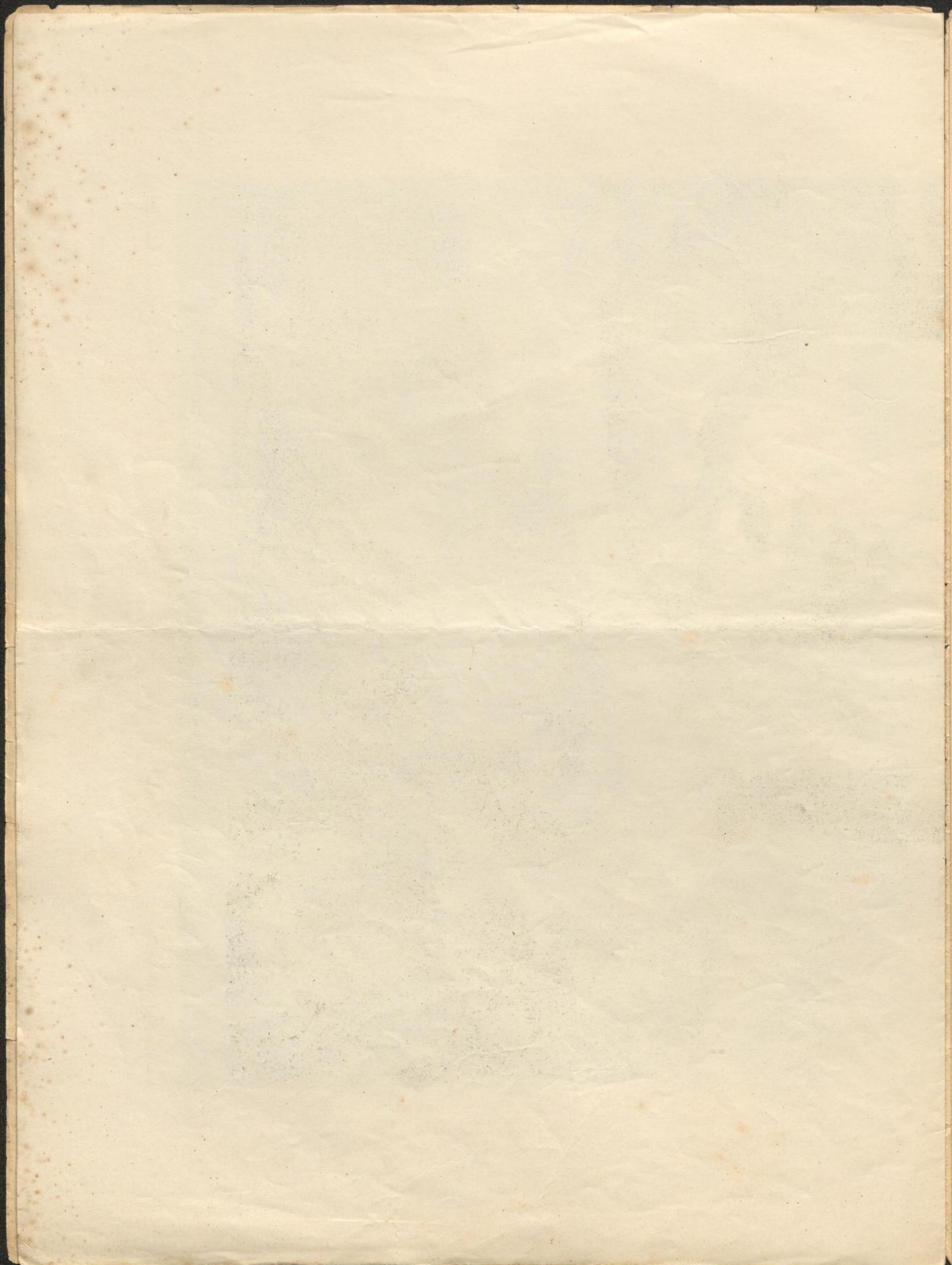
Wenn in der letzten Zeit innerhalb der Reihen der Sozialdemokratie der Streit um die Frage entstanden ist, ob das Los der Arbeiter innerhalb der kapitalistischen Ordnung sich verbessere oder verschlechtere, der Kampf rohere oder versöhnlichere Formen annehme, so lehren diese beiden Kämpfe allerdings, wie ja selbstverständlich, daß die Entwicklung immer mehr zu Gunsten der proletarischen Forderungen einsetze, daß aber eine Hebung der Lage der Arbeiterklasse, eine Abhobelung der Kampfmethoden nicht auf dem Wege freundschaftlicher Auseinandersetzungen erfolge, sondern durch rücksichtslosen Kampf erzwungen werden müsse. Die sozialpolitische Einsicht sowohl der Textilbarone, als insbesondere der Kohlenmagnaten stand in diesem Kampfe weit unter dem heute erwarteten Mittelmaß. Weber die Bedürfnisse der übrigen Industrie, noch die Schädigung der Bevölkerung, noch die Nothlage des Staates, noch die Entrüstung der gesammten öffentlichen Meinung — von dem furchtbaren Glend der Arbeiterschaft gar nicht zu sprechen — vermochte diese Herrschaften, auf dem Wege der Humanität ein Entgegenkommen zu beweisen, im Gegentheil, nach zehnwöchentlichem, das gesammte wirtschaftliche Leben lähmendem Streik haben die Grubenbesitzer noch die Stirne, durch eine unerhörte Erhöhung der Kohlenpreise aufs Neue ihre Taschen auf Kosten der Gesamtbevölkerung zu füllen. Das ist die sozialpolitische Einsicht, der Patriotismus und wie die schönen Dinge alle heißen, der allerreichsten Kapitalisten! Nein, wenn die Arbeiterschaft ihren Zielen näher kommen soll, kann dies nur durch unablässige Wahrung des Respekts geschehen, der der sozialdemokratischen Organisation gezollt wird, nur dadurch, daß die Arbeiterschaft fortwährend in Kampfstellung verharret und von der Humanität ihrer Gegner nichts, von ihrer organisierten Macht aber Alles erwartet.

Die österreichische Sozialdemokratie hat in den beiden großen Lohnkämpfen wieder einmal ihr starkes historisches Bewußtsein und die stolze Größe ihrer Weltanschauung erwiesen, die in dem kleinlichen Kampfe des Tages nicht verloren gehen. An ihrem mannhafte Eintreten für die Unterdrückten ändert weder die hämisch giftige Besudelungstaktik der Gegner etwas, noch selbst der leichtentfachte Born





Unser der Sieg — trotz alledem!



der unbeholfenen, weil im Kampfe ungerübten Masse, der sich in augenblicklicher Verblendung, freilich von Arbeiterfeinden genährt, gegen sie selbst kehrt. Die Sozialdemokratie erfüllt ihre Pflicht, weil sie muß. Sie ist die Wortführerin und die Dienerin der geschichtlichen Entwicklung. Sie ruft die Massen zum Kampfe auf, sie bewaffnet sie und leitet sie in der Schlacht, sie führt sie rastlos vorwärts auf dem Wege zur Befreiung und Erhebung des Menschengeschlechtes.

Die beiden Kämpfe des verflossenen Jahres bedeuten einen großen und herrlichen Fortschritt für die Arbeiterschaft, wenn auch ihre Wirkungen vorläufig noch verhüllt und verzerrt sind. Aber der Tag wird kommen, da die Saat reich und schön aufgehen wird. Darum dürfen wir frohgestimmten Muthes und stolzer unsere Maiseier heuer begehen, denn je.

W. Ellenbogen.



Die Geschichte vom gottverlassenen Pfarrer.

Tief drinnen im Riesengebirge liegt ein kleines Dörflein — Kaltenberg heißt es — das zu der Zeit, in welcher sich die im Nachstehenden erzählte Begebenheit zutrug, von guten und fleißigen Leuten bewohnt wurde, die einen Gott überaus wohlgefälligen Lebenswandel führten. Dies war freilich nicht so sehr ihr eigenes Verdienst, als vielmehr das Verdienst ihres Pfarrers, eines würdigen Greises, der sich auf die Pflege der Seelen fast eben so gut verstand, wie auf die Pflege seines Leibes, dessen dem Auge wohlthuende Rundung den Stolz der Bewohner Kaltenbergs bildete.

Pfarrer Anton, so der Name des ehrwürdigen Mannes, dem alle Guten und Frommen aufrichtig zugethan waren, hatte aber auch gar gewaltige und grimmige Feinde, doch waren es nicht Menschen, die ihm übel wollten, sondern es war Luzifer und sein Anhang, der ihm Rache und Verderben geschworen hatte. Wunder war es ja keins, daß Pfarrer Anton sich den Haß der Hölle geist zu gezogen. Zwanzig Jahre wirkte er in Kaltenberg und während dieser langen Zeit war es den Teufeln nicht gelungen, auch nur eine Kaltenberger Seele in ihre Gewalt zu bekommen. Wenn Luzifer am Schlusse des Jahres das Hauptbuch über die Seeleneingänge durchsah und er fand keine Seele aus Kaltenberg drin verzeichnet, da suchte und tobte er, warf seinen Untergebenen Nachlässigkeit und Pflichtverletzung vor, worüber diese sich fast vor Gram und Scham die Hörner ausreißen wollten. Sie schwuren hoch und theuer, daß sie es nicht an Mühen hatten fehlen lassen, daß sie alle Schliche und Ränke in Anwendung gebracht hatten, um die Leute in Kaltenberg vom Pfade der Tugend abzulenken. Es sei aber nicht gelungen und werde nicht gelingen, so lange der fromme Pfarrer Anton in diesem Orte das Amt eines Seelsorgers bekleide. Ob solcher Rede ergrimmt der gewaltige Luzifer nur noch mehr und er beschloß, dem guten Pfarrer höchst persönlich einen Pferdesuß zu stellen. —

Der 1. Mai des Jahres 189* war ein entzückender Frühlingstag. Der hochwürdige Pfarrer Anton war um ein Stündchen früher aufgestanden, als es sonst seine Gewohnheit zu sein pflegte. Schon seit Langem hatte er sich vorgenommen einmal ins Städtchen zu pilgern, um daselbst mit seinem Amtsbruder ein Stündlein zu verplaudern.

„Barbara,“ sagte er zu seiner Köchin, die eben eintrat, um zu fragen, ob sie das Frühstück auftragen solle, „Barbara, was meinst Du dazu, ich möchte gerne einmal meinen lieben Amtsbruder, den hochwürdigen Pfarrer Ignaz aufsuchen. Du wirst doch damit einverstanden sein?“

„Gewiß!“ erwiderte Barbara. „Ein Spaziergang wird Dir nicht schaden, Du bist während des Winters etwas unbeholfen geworden, Gott gebe, daß Du wieder gelenkiger wirst.“

Ein halbes Stündchen später befand sich Pfarrer Anton auf dem Wege nach dem Städtchen, in dem der hochwürdige Pfarrer Ignaz mit Eifer und Umsicht seines heiligen Hirtenamtes waltete. Es war ein weiter und beschwerlicher Weg, und der würdige Greis mußte oft und oft stehen bleiben, um Athem zu schöpfen und sich die großen Schweißtropfen von der Stirne zu wischen. Als er endlich des Städtchens ansichtig wurde, da fandte er sehnsüchtige Blicke nach dem — ach! immer noch so weit entfernten — Pfarrhause, wo ein wackerer Freund, ein guter Tropfen und gewiß auch ein delikater Bissen seiner wartete. Der Gedanke hieran beslügelte seine Schritte und es ist kein Zweifel, daß Hochwürden gar bald den Ort seiner Sehnsucht erreicht hätte, wenn nicht ein ganz unerwartetes und höchst merkwürdiges Ereigniß ihn am Weiterstreiten gehindert hätte.

Das erste Gebäude des Städtchens war eine kleine Fabrik, aus deren kurzem, dickem Schloße es beständig qualmte, während es in den langen, niedrigen Sälen unablässig raffelte und schmurzte. Zu seiner übergroßen Verwunderung bemerkte der gute Pfarrer Anton, als er an dem Hungertürmlein vorüberging, daß es darin still und wie ausgestorben war. Er blickte zu dem Kamin empor und jetzt gewahrte er erst, daß diesem nicht wie sonst schwarze, dicke Rauchwolken entstiegen. Diese ganz außergewöhnliche Erscheinung fing an, den wackeren Pfarrherrn zu beunruhigen und zu ernstem Nachdenken anzuregen. Doch sollte er dem gar bald entrisen werden. Von einem entfernten Ende des Städtchens her donnerten Pöllerschüsse und als diese noch nicht verhallt waren, erklang schmetternde Musik. „Was geht vor in diesem Städtchen?“ sagte Pfarrer Anton zu sich. „Sollte etwa eine kirchliche Feier stattfinden?“

„Nein, nein, das kann ja nicht sein,“ tröstete er sich; die von Gott und der Kirche eingesetzten Feiertage konnte er der Reihe nach an den Fingern ab-

zählen. — Und dennoch, dennoch —! Es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er sich seit langer Zeit schon zu wenig um das kümmerte, was in der christlichen Welt vorgeht. Wohl bezog er die „Katholische Warte“, aber seit vielen Wochen schon hatte er in diesem frommen und erbaulichen Blatte nicht gelesen, worüber er sich jetzt heftige Vorwürfe zu machen begann. Ganz besonders erzürnt ward er gegen sich selbst, als er aus verschiedenen Häusern festlich gekleidete Leute treten sah.

„Du schlechter, pflichtvergessener Hirte,“ sprach er zu sich. „Da sieh! Diese einfachen Leute eilen, um den heutigen Tag zu feiern, der gewiß eine hohe Bedeutung hat. Du aber läufst in der Welt herum, beschäftigst dich in deinen Gedanken mit deines Amtsbruders Weine und gutem Essen, während die dir anvertrauten Schäfchen durch Arbeit den Feiertag entheiligen und so ihre unsterblichen Seelen in Gefahr bringen. Kehre um, eile zu deinen Kirchkindern und rette sie aus den Klauen des Bösen.“

Und Pfarrer Anton folgte der inneren Stimme, die so eindringlich zu ihm sprach, er lief, so rasch die kurzen Beinchen den gewichtigen Körper trugen, seinem Dörfchen zu. Unterwegs begegnete er zwei Männern, die mit Axt und Säge in den Wald zogen.

„Kehre um!“ rief er ihnen von Weitem zu, „geht nach Hause und feiert den heutigen Tag, denn es ist ein Festtag, dessen hohe Bedeutung ich Euch in der sonntägigen Predigt erklären werde.“

Die beiden Männer folgten dem Geheiß ihres Pfarrers, sie kehrten um, und machten im ganzen Dörflein bekannt, daß am heutigen Tage alle Arbeit ruhen müsse. Nicht lange darauf lagerte über dem Dörflein Festtagsstimmung...

Pfarrer Anton aber saß in seinem Studirstübchen und raufte sich vor Verzweiflung schier die grauen Haare aus. Vor ihm lagen einige Nummern der „Katholischen Warte“, in denen mehr als sonst über die Verderbtheit und Sündhaftigkeit der Welt geklagt wurde. Und aus einem dieser, mit heiligem Feuer geschriebenen Artikel erlah der unglückliche Seelsorger von Kaltenberg, daß der heutige Tag nicht ein von Gott oder der Kirche eingesetzter Feiertag sei, sondern der Festtag der Gottesleugner, der Rebellen, der Sozialisten...

Den Sonntag darauf warteten die frommen Kaltenberger vergebens auf die ihnen zugesagte Erklärung über die Bedeutung des gefeierten Tages. Pfarrer Anton sprach viel über die Sündhaftigkeit der Welt und über die Nachstellungen des Teufels... daß er einer solchen selbst erlegen sei, sagte er nicht, und über die Bedeutung des 1. Mai auch nichts. Aber die guten Kaltenberger haben doch erfahren, was ihnen ihr Pfarrer so gerne verschwiegen hätte und sie feiern fortan den Maitag, ohne daß ihr Seelsorger sie dazu ermahnen mußte.

Luzifer aber, den Pfarrer Anton verantwortlich macht für seine Verirrung, hofft vergebens auf eine Seele aus Kaltenberg. Wenn die Bewohner dieses Dörfchens gut und brav waren, trotzdem sie ihre Sache auf ein Pfäfflein gestellt hatten, so sind sie es jetzt umsomehr, seit sie zu wahrhaftigen Sozialisten geworden sind.

F. Grundmann.



Friede!

Friede! Weltfriede! So erscholl es vor zwei Jahren im Posaumentone durch alle Weiten und Fernen. Und konnte ein wohlgesinnter Mensch daran zweifeln, daß nunmehr der Welt auf alle Zeiten der Friede gesichert sei, da doch der mächtigste Herrscher auf Erden, der Vater der Dinge in Europa, der Zar, dem Geschlecht der sterblichen Menschen seine neue frohe Botschaft verkündigt hatte: Es sei sein Wunsch, daß die Völker und Staaten untereinander im Frieden lebten, und daß sämtliche Mächte und kleineren Staaten auf einem gemeinschaftlichen Kongresse die Verfassung der neuen Weltfriedensgesellschaft feststellen sollten. Nun, der Friedenskongreß kam ja dann zustande, er tagte im Herbst des vorigen Jahres. Ein Friedenskongreß zwischen zwei blutigen Kriegen, oder eigentlich mitten in dem Waffengebüse dieser Kriege. Denn die Amerikaner setzten mit der Niederwerfung der Philippiner den spanischen Krieg fort, während England schon zum Raubzug in Südafrika rüstete. Die Herren Diplomaten wußten, daß sie am Vorabend dieses schamlosesten aller kapitalistischen Eroberungskriege standen und führten die Verhandlung in vollem Ernste zu Ende; die bürgerlichen „Friedensfreunde“ wußten es ebenso gut und jubelten über den „Erfolg der Friedensidee“. Die Welt hat noch keine widerwärtigere Komödie gesehen. Der Haager Friedenskongreß hat nicht nur bei den Sozialdemokraten, sondern bei allen ehrlichen und ernstern Politikern die bürgerlichen Friedensideen abgethan, denn sie sind erwachsen aus leeren Täuschungen und Selbsttäuschungen.

Wer den Frieden will, muß die Ursachen der Kriege ernstlich erforschen. Vor mehr denn hundert Jahren mochte der Dichter Pfeffel mit der in Fabelform ausgesprochenen Aufforderung an die Fürsten, ihre Kriege selbst durchzuführen, einen starken Anklang finden. Wer möchte indeß heute das Wort Pfeffel's wiederholen, heute, wo sich das Musterland der bürgerlichen Demokratie, England, als der kriegerischste Staat erweist, dessen Kolonialgeschichte ein ununterbrochenes Blutvergießen ist? Nein, die Macht der Fürsten reicht weder im Guten, noch im Bösen so weit, wie Sakaienglaube meint. Die bürgerlichen Friedensfreunde haben sich bis zum Staub unter den Füßen des „Friedenszars“ erniedrigt, sie haben sich damit nur

lächerlich gemacht. Die Friedensbotschaft des Zars muß gar nicht, wie Viele vermuthen, ein schlauer Schachzug der russischen Diplomatie gewesen sein; mein Gott, der Zar ist jung, hat wohl seinen Tolstoi gelesen wie andere Leute auch, und weil er der allmächtige Beherrscher von mehr als hundert Millionen Unterthanen ist, mochte im Augenblick einer jugendlichen Aufwallung ihm der Gedanke kommen, er habe die Allmacht, die sein Titel verkündet, wirklich, und er könne der Welt den Frieden gebieten. Was bedeuten solche Selbsttäuschungen im Reich der Wirklichkeiten? Gar nichts. Nicht einmal die russische Eroberungspolitik hat der Jünglingswunsch Nikolaus II. aus ihrem Gang gebracht. Die eilt nun freilich nicht stürmisch vorwärts, liebt nicht die Abenteuer, wartet lieber zwanzig Jahre, um gefahrlos einen Erfolg zu erringen, der durch die Gefahr weniger Monate zu erkämpfen wäre: doch sieht sie sich vor der Entscheidung, so wird sie sich nicht abhalten lassen, durch ein Meer von Blut zu waten, um ein erstrebtes Ziel zu erreichen. Gerade in den anderthalb Jahren seit dem Friedensmanifest haben die Russen die ungeheuersten Land-erwerbungen gemacht, allerdings sachte vorschreitend, kampfslos. Doch die letzten Ziele, auf die sie zugehen, sind nur durch blutige Kriege zu gewinnen, und auf die bereiten sie sich vor und rüsten unermesslich und erst recht seit der Friedensbotschaft.

Für die anderen großen Staaten der Erde bedeutet indeß der Friedenswunsch des Zars noch weniger als nichts. Rußland ist ein Beamten- und Soldatenstaat, ruhend auf den ungezählten Millionen halb bewußtlos dahinlebender Bauern; sein junger Kapitalismus hat erst noch eine dienende Rolle. In England, Frankreich, Amerika und halb und halb selbst auch schon in dem streng monarchischen Deutschland ist der Kapitalismus der Herr. Und der Kapitalismus ist der Krieg — Krieg Aller gegen Alle, seinem innersten Wesen nach. Nicht als ob die Hauptleute oder die Land- und Seeräuber des Kapitalismus die gebornen Helden wären, beiseite nicht. Das Geschäft fürchtet sogar den Krieg, der Verkehrs- und Zahlungsstockungen herbeiführt. Allein wo der Profit es verlangt, besinnt sich der Kapitalismus auch nicht einen Augenblick, Hunderttausende von Menschen auf dem Schlachtfelde zu opfern. Und heute verlangt der Profit den Krieg, den Massenmord. Die schöne Zeit der „freien friedlichen Entfaltung der Kräfte“, das heißt des trockenen Massenmordes mit Schleuderpreisen und Hungerlöhnen, ist vorüber. Jetzt ist das Feldgeschrei wieder wie vor 100 und 150 Jahren: das Monopol, der Monopolvergessenheit aller Formen und Arten. Man raubt sich um die Rechte des noch uneroberten überseeischen Gebiets, man schlägt sich um die Plantagen in Cuba, um die Goldminen in Südafrika, um das chinesische Absatzgebiet, man baut die Zollmauern höher. Man nennt es Imperialismus, aber es ist die Wiedergeburt des Merkantilismus. Doch der Merkantilismus ist erst recht der Krieg, Mord und Mord ohne Ende, vor Allem Seekrieg mit der staatlich ausgerüsteten Seeräuberei des Kapernwesens, mit der Aushungerung der Länder und Absperrung ihrer Zufuhren.

Der Kapitalismus beherrscht die Staaten der bürgerlichen Demokratie, und er schleppt sie in den Dienst seiner imperialistischen Venterpolitik. Freilich läßt sich die Staatspolitik heute nicht einfach durch Bestechungen der Staatsminister und Höflinge beeinflussen, wie in der Zeit der Kabinettskriege. Doch neben den Zuckerinteressenten und den Minenwölfen marschieren die „Volksmänner“ vom Schlage Mac Kinley's und Chamberlain's. Mit den kapitalistischen Raubthieren verbindet sich die Gemeinheit, Niedrigkeit, Gewissenlosigkeit der Demagogie, verbündet sich die bestechliche, marktchreierische Habgier der bürgerlichen Presse, die dem unübersehbaren Heere der Gedankenlosen die tägliche geistige Nahrung verabreicht. So wird, was die Gewinnsucht der Minenkönige, Geldspekulanten, Vieferanten, Transportunternehmer u. s. f. anstrebt, als großes Ziel des nationalen Lebens hingestellt, als höchstes Gut der Ehre eines Volkes, und wenn die in kubanischen Plantagen spekulierenden amerikanischen Bodenwucherer, die englischen Minenwölfe in Südafrika, ihre Taten nach dem Raube ausstrecken, taumelt und tobt durch die Straße der großen Städte die chauvinistische Raserei.

Statt Zucker und Gold nennt man es Volksehre und Volksrecht und natürlich auch Humanität und Kultur. Wozu wären denn auch die bürgerlichen Humanitäts- und Kulturphrasen, wenn es keine Dummköpfe gäbe, die sie für Wahrheit nehmen? Dieselben Dummköpfe mögen auch an den ewigen Frieden, an wirksame Friedensbestrebungen im bürgerlichen Weltalter glauben. Wir jedoch haben die Pflicht, zu erkennen und zu sagen, was ist. Die Chamberlain und Mac Kinley sind so wenig wie die Rhodes und Beith Erscheinungen, die nur innerhalb bestimmter nationaler und staatlicher Grenzen denkbar wären, sie sind vielmehr die vollkommensten politischen und geschäftlichen Vertreter des Kapitalismus und des kapitalistischen Staates auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe. Nach den erfolgreichsten Typen des kapitalistischen Menschen von heute wird sich umschaffen, nachbilden und nachahmen, was hinaufstrebt zur wirtschaftlichen und politischen Lenkung der Völker. Wie lange sich der Kapitalismus in seinen letzten Entwicklungsformen ausleben wird, darüber mag nach dem Temperament und der Einsicht des Einzelnen unter uns die Antwort verschieden

ausfallen. Indes als ein sicheres Gut der Erkenntniß gilt uns Allen, daß der Kapitalismus in seiner vollen Machtentfaltung von beständigem blutigem Kampf und Krieg der Habgier und Machtgier begleitet ist.

Wenn auch vielleicht wechselseitige Furcht die Militärmächte von einem Kriege auf dem Festlande Europas abhalten wird, so wird sich der Massenmord auf dem Meere und in den überseeischen Gebieten umso freier austoben. In den Sumpf imperialistischer Roheit und demagogischer Lüge sind die Friedensideale, die die Edelsten des Bürgertums einst gehegt, versunken. Wer auf ihre Verwirklichung innerhalb der kapitalistischen Welt noch hofft, ist der reine Thor. Nur wenn nicht mehr Gewinnsucht und Machtgier die Triebfeder sein werden des Einzelnen und des politischen Lebens der Gemeinwesen, wenn Gerechtigkeit und Menschlichkeit wirklich die höchsten Ziele der Gesellschaft bilden werden, nur unter der Herrschaft des Sozialismus, kann der Friede in die Welt einkehren.



Kunst und Sozialismus.

Man hört zuweilen die Behauptung, daß der Reichtum der Wenigen und die dadurch gebotene Möglichkeit der Luxusentwicklung eine Grundbedingung aller höheren Kultur sei und daß insbesondere die Kunst ohne den Reichtum verkümmern müßte. Würde sich das wirklich so verhalten, dann müßte man, um in das Himmelreich der Brüderlichkeit einzugehen, das Auge des Schönheitsinnes ausreißern, die Hand der Schaffenslust abhacken. Aber es ist nicht wahr, daß Luxus die unumgängliche Voraussetzung für hohe Kultur ist. In Athen war nicht der Einzelne, sondern der Staat Mäcen; das Privathaus war einfach, das öffentliche Gebäude prächtig. In Rom hingegen, wie überall, hat es sich gezeigt, daß der Luxus eine unzweckmäßige, aus ihren natürlichen Verhältnissen herausgerissene und kostspielige Art, gekünstelte Bedürfnisse zu befriedigen — den echten Schönheitsinn nicht entwickelt. Dieser strebt darnach, in zweckgemäßer, maßvoller und schöner Weise, wirkliche Bedürfnisse zu befriedigen. Ja, einer der schönheitsliebendsten Menschen, die je gelebt haben, Goethe, sagt, daß alles echte Behagen einfach ist und Luxus für gedankenlose Menschen taugen kann, während er selbst seine Elastizität in einer prachtvollen Umgebung erschaffen fühlte. Die Energie des Schönheitsgenusses steht oft in völlig umgekehrtem Verhältnis zu dem angewendeten Luxusapparat. Schon die Antike formulirte die Gefahren des Aesthetismus in dem feinen Worte: „Wo du Sklaven haben willst, da mache Musik.“ Der isolirte Schönheitsgenuss führt zur Unfreiheit des Sinns und hemmt die Charakterentwicklung, die wirklich vornehme, freie Persönlichkeiten bildet. Die Ueberfeinerung endet immer in Brutalität, die der letzte Anreiz für erschlafte Nerven ist. Weder die kalte Zone der Dürftigkeit, noch die heiße des Luxus, nur die gemäßigte ist auch in diesem Fall einer hohen Kulturbüthe günstig.

In einer Gesellschaft, in der Niemand Luxus entwickeln könnte, würde an dessen Stelle, das Echte, das Auserlesene, d. h. das Persönlichkeitsgeprägte treten. Erst wenn Jeder von Dem lebte, was er besser ausführen kann, als Andere; wenn Jeder nur mit Denen umginge, für die er Sympathie fühlte; wenn jedes Heim von Gegenständen erfüllt wäre, die mit Liebe geformt und nach dem persönlichen Geschmack des Besitzers gewählt und geordnet sein würden; wenn Jeder, nicht nach seinem Antheil an den Produktionsmitteln, sondern nach seiner eigenen Produktionskraft geschätzt würde — erst dann wären die Bedingungen für echte Schönheit im Leben vorhanden.

Natürlich würden, selbst unter solchen Voraussetzungen, nicht Alle vermögen, das Leben schön zu machen. Alle von den Persönlichkeiten selbst ausgehenden Hindernisse zur Verwirklichung des Glückes, Hindernisse, die bald von einem schweren, bald von einem leichten Temperament kommen, bald von einem harten und bald von einem überfeinerten, bald von zu viel Kälte, bald von zu viel Feuer; all die durch Charakter oder Schicksal entstehenden Konflikte zwischen dem Herzen und der Pflicht, dem Denken und Fühlen, zwischen der Individualität und der Gesellschaft, all diese Hindernisse und Konflikte würden immer bestehen, selbst wenn der ökonomische Druck behoben wäre. Mit einem Wort: Die physischen Geseze würden beständig weiter wirken, ebenso wie die physischen Naturgeseze, und diese physischen Geseze würden oft durch ihren unerbittlichen Verlauf das Glück unmöglich machen oder neue Leiden hervorrufen.

Und neue Leiden würden durch die jetzt unbekannteren Folgen der neuen Verhältnisse entstehen. Diese neuen, sowie die alten Formen des Leidens würden sogar noch stärker gefühlt werden, wenn man mehr Ruhe hätte, sich in den Schmerz zu versenken. Aber alle unsere Leiden würden persönlicher, vornehmer werden, wenn sie nicht, wie jetzt in so vielen Fällen, vom Kampfe ums Dasein verursacht wären.

In einem Zukunftsstaate würde nichts vollkommen sein. Aber Alles würde einen auf wirkliche Werthe gestützten Ausgangspunkt zu

weiterer Entwicklung erhalten. Der Glaube, etwas Besserem entgegenzugehen, würde aller Lebensgefühl erheben, während jetzt der Zweifel an allen Werthen des Lebens die tiefste Ursache des Lebensüberdrußes ist.

In der Geschichte der Menschen hat es Zeiten gegeben, wo man vor einem Ende zu stehen glaubte, während man thatsächlich vor einem Anfang stand, und die, welche jenen Beginn vorbereiteten, wurden gerade für Diejenigen angesehen, welche das Ende beschleunigten.

Wenn bei einer Zusammenkunft in Rom zur Kaiserzeit ein stoischer Philosoph das Gespräch auf die Aufhebung der Sklaverei brachte, oder wenn ein Hauskaplan auf der Burg eines Feudalherrn andeutete, daß die Leibeigenen rings um die Burg unter besseren Lebensbedingungen besser arbeiten würden, oder wenn ein Philanthrop des 18. Jahrhunderts in einem französischen Hofkreis von den Rechten des Volkes sprach — was wurde ihnen erwidert? Daß alle Aufhebung der bestehenden Verhältnisse die Gesellschaft und die Kultur vernichten müßte, die die Sprechenden unbewußt mit ihrer eigenen Machtkstellung identifizierten. Aber wir wissen, daß all diese Arbeits- und Produktionsverhältnisse umgestaltet wurden; daß man mit jedem Male neue, bis dahin ungebrauchte Kräfte entdeckte, und der Inhalt in neue, bis dahin unbekante Formen gegossen wurde. Und es gibt keinen Grund, weshalb man an dem weiteren Erneuerungsvermögen der Menschheit verzweifeln sollte.

Zwei Künstler haben im Bilde das, was werden kann und das, was ist, gezeichnet.

Alle kennen Guido Reni's „Aurora“, wo der Gott des Tages über den Himmel zieht, während die Stunden sich in froh-majestätischem, linienschönem Tanze um ihn regen. Unser Zeitgenosse, der Engländer Walter Crane, hat hingegen die Kavalkade der Stunden in der Gegenwart in dem Bilde von Fuhrleuten dargestellt, die mit wahnwitzig geschwungenen Geißeln ihre Gefährte antreiben, die in wildem Wettlauf an einander vorbeisaußen.

Wenn die Stunden des Tages wieder so vorüberziehen, wie der Künstler der Renaissance sie sah, mit elfenbeinweißen Füßen im Tanze gleitend, mit maßvollen, holden Gebärden — dann wird das Leben lebenswerth geworden sein.

Stockholm.

Ellen Key.

Die Bilanz des Wiener Wahlrechtskampfes.

Den 27. März des Jahres 1900 wird man nicht so bald vergessen: an diesem Tage ist der Wiener Wahlrechtsraub Gesetz geworden. Von jenem Tage an, an dem der Lueger-Landtag den Beschluß faßte, der die arbeitenden Klassen um ihr wohlbegründetes Anrecht auf die Wiener Gemeinde betrogen sollte, bis zu dem Augenblicke, in dem die Uebelthat vollbracht war, das ungeheuerliche Machwerk besiegelt worden ist, tobte der heldische Kampf der Wiener Arbeiter, raste der Sturm der Entrüstung wider den frevelischen Anschlag auf die Ehre der Arbeiterschaft. Nun ist der Kampf zu Ende und die Bilanz jenes grandiosen Wahlrechtskampfes kann gezogen werden. Sind wir besiegt worden, und wenn nicht, was haben wir erreicht? Das ist die Frage, die in jedem Arbeiterherzen lebendig wird, da die Schlacht um die Wahlreform vorüber ist.

Nach dem Ausgange eines Streites hat man selten ein Gefühl dafür, wie er begonnen hat, und als schlechthin selbstverständlich erscheint es jetzt, daß der ursprüngliche Beschluß des Landtages nicht sanktionirt worden ist. Wie viel politische Arbeit war aber nothwendig, um den ersten, den unverfälschten Wahlrechtsraub über den Haufen zu rennen! Vergewärtigen wir uns doch die Sachlage, wie sie im Mai des vorigen Jahres entstanden war. Im Landtage ging das Weißkirchenerische Machwerk mit einer riesigen Majorität durch. Die Regierung hatte durch den Statthalter ihr Einverständnis zu Protokoll gegeben, ihre Zustimmung in solennster Weise verkündigt. Das liberale Bürgerthum stand der vollendeten Thatsache apathisch und verständnißlos gegenüber. Die Sanktionierung des Landtagsbeschlusses erschien nicht etwa bloß wahrscheinlich; sie erschien einfach als durchaus gewiß. Da trat die Arbeiterschaft auf den Plan, der Kampf gegen das Entrechtungs-gesetz begann. Und was anfänglich so unmöglich schien: daß die Regierung dem Machwerke ihre Zustimmung, dem vom Landtage mit ihrem Einverständnis gefaßten Beschlusse die Genehmigung verweigern werde, das wurde bald eine unzweifelhafte Gewißheit. Wie oft hörten wir am Beginne des Wahlrechtskampfes das skeptische Wort: Alle Eure Anstrengungen werden nichts nützen, Eure sieberhafte Arbeit ist vergeblich; es ist schon abgemacht, der Beschluß wird sanktionirt werden! Und siehe da: in ein paar Monaten war das Machwerk todt und zertreten. Die bewundernswürdige, mit dem ganzen Temperamente der Wiener Arbeiter geführte Agitation gegen den Wahlrechtsraub — das Wort hat historische Bedeutung — hatte den Plan, der von den Thun, Rielmannsegg und Lueger gemeinsam ausgedacht worden war, zunichte gemacht. Gleichgiltig wie weit der jetzt Gesetz gewordene zweite Beschluß von dem ersten abweicht, stellt die Nichtsanktionierung des ersten Raubzuges einen unleugbaren Erfolg der Arbeiterschaft dar. Denn warum ist der erste Wahlrechtsraub nicht zur Sanktion vorgelegt worden? Beileibe nicht, weil die Reform schlecht, betrügerisch und voll Unrecht war. Das

sind Dinge, die einen österreichischen Staatsmann nie genirt haben und auch keinen der Herren, die von Thun bis Koerber regiert haben, bekümmert hätten. Er ist nicht sanktionirt worden, weil man die Arbeiter gefürchtet hat! Und Furcht zu erwecken, scheint das Beste zu sein, was die Arbeiterklasse thun kann.

Die Zurückziehung des ersten Beschlusses ist es also, die die Wahlrechtsbewegung der Wiener Arbeiterschaft als mit einem unzweifelhaften Aktivaaldo abgeschlossen erscheinen läßt. In der Politik sind die sichtbaren, begrifflich zu erfassenden Erfolge nicht immer die werthvollsten; niemals aber sind sie die einzigen. Die Begleiterscheinungen, die unwägbareren Momente sind oft unendlich wichtiger. Es gibt Streiks, die wohl ohne einen Sieg der Arbeiter abschließen, trotzdem aber für die Entwicklung der betreffenden Arbeiterschichte eine große Bedeutung erlangen können. Denn durch sie wird die gebundene Kraft der Arbeiter ausgelöst, und der Kampf wird dadurch zu einem Element der Entwicklung für die Arbeiter, zu einer Drohung gegen den Unternehmer. Nichts ist so nothwendig für Arbeiter, als daß ihre Widersacher den Kampf mit ihnen nicht unterschätzen, vor dem Kampfe mit ihnen Furcht empfinden. Die grundgemeine Intrigue, die die Wiener Machthaber mit der Wiener Wahlreform ausgeführt haben, jenes freche Gaukelspiel, das von dem allgemeinen und gleichen Wahlrechte zu dem widerwärtigen Wechselbalg des vierten Wahlkörpers mit den zwanzig Mandaten führte, das ist nur möglich gewesen, seine gewissenlosen Urheber konnten es nur wagen, weil sie vor den Wiener Arbeitern keine Furcht hatten, weil sie keine Bangigkeit davor zurückhielt, sich mit den Wiener Arbeitern plumpfische Scherze zu erlauben. Diese Unterschätzung der Kraft des Widerstandes, die die Arbeiter in Wien aufzubringen in der Lage sind, das „Sich aus den Arbeitern nichts machen“, das wird Herrn Lueger die große Bewegung des vorigen Jahres wohl ausgetrieben haben. Künftig wird man sich wohl überlegen, die Wiener Arbeiter zu reizen, denn man weiß nun, daß sie und wie sie zornig werden können.

Die Wiener Arbeiterschaft hat heute ein einziges großes taktisches Interesse, und daß es das wichtigste und stärkste ist, bezeugt der Umstand, daß es thatsächlich die Gedankenwelt der Wiener Genossen fast schrankenlos beherrscht. Es besteht darin, Herrn Lueger zu besiegen. Nicht als ob wir meinen würden, es wäre möglich, Wien plötzlich und auf einmal von der Luegererei zu befreien. Die Luegererei, dieses eigenthümliche Gemisch von Demagogie und Servilismus, von falscher Demokratie und echter Pfafferei, von Phrasenantisemitismus und unzweideutiger Verjudung, diese Luegererei ist in das Wiener Erbreich so tief versenkt, daß sie in Generationen nicht zu überwinden sein wird. Befehren und aufklären lassen sich die Antisemiten überhaupt nicht; das Befreiungswerk kann nur die Zeit vollbringen: wenn nämlich die heutige Jugend, die mehr lernt und mehr arbeitet als die verjumpten Spießer, die die luegerischen Versammlungen bevölkern, ins Mannesalter getreten sein wird. Was die Arbeiterschaft aber will, braucht und durchsetzen muß, das ist die reinliche Scheidung der Klassen, das ist die Ausprägung des Klassen-gegen-sich-selbst, den die Luegererei verwischt und verfälscht, seitdem sie, die eine Partei der kleinen und der großen Bourgeoisie ist, den Charakter einer Partei des gesammten Volkes, der Arbeiter also eingeschlossen, usurpirt hat. Die Arbeiter Wiens müssen Herrn Lueger besiegen, um den Einbruch in die Gemerkungen des Proletariats, das sich nur entwickeln und nur siegen kann im Zeichen der Sozialdemokratie, endgiltig zurückzuschlagen. Man spricht in Wien nicht von dem 9. März des Wahljahres 1897, und doch sind wir überzeugt, daß kein Wiener Arbeiter dieses Schicksalstags vergessen, und doch ist es gewiß, daß in allen ehrlichen Arbeiterherzen die heiße Sehnsucht lodert, jene schmerzliche Niederlage aus dem Bewußtsein zu löschen. Wir werden der Luegererei die Giftzähne nur ausbrechen, indem wir ihr, wann und wo immer, eine Niederlage bereiten. Eine aber wird schon genügen.

Die zum Gesetz gewordene Wahlreform ist nicht viel besser als der erste, urwüchsige Wahlrechtsraub, aber dieselbe ist sie nicht. Die Arbeiterschaft war stark genug, die erste Vorlage in den Brunnen zu werfen; nicht stark genug war sie jedoch, die zweite zu versenken, oder richtiger, nicht genug Macht hatte sie, eine gute Wahlreform zu bewirken. Daß dieser Kampf nur zur Hälfte glückte, braucht uns jedoch nicht allzustark zu wurmen, denn für Herrn Lueger stritten in dem Kampf um seine Macht sehr geheimnißvolle Kräfte. Kein Hieb in offener Schlacht — ihn retteten unsichtbare Gewalten, die dort ihr Unwesen treiben, wo die Quellen der politischen Machtvertheilung liegen. Aber der Unmuth, daß die Ordnung der Dinge gegen unseren Einspruch erfolgte, daß die Wahlreform eine octroyirte ist — denn bei Schaffung neuer Wahlgesetze sind die außerhalb der gesetzgebenden Gewalt Stehenden ein mitentscheidender Faktor — darf uns die Thatsache nicht verdunkeln, daß mit der neuen Wahlordnung wieder ein Stück Boden erobert ist, wo die Arbeiterschaft Fuß fassen und an ihrer Weiterentwicklung arbeiten kann. Ein kleines Stückchen Boden: das ist wahr, und es wird großer Mühen bedürfen, es für unsere Zwecke urbar zu machen. Aber die Erfolge werden dem Proletariat niemals und nirgendwo leicht gemacht. Auch die fünfte Kurie zum Reichsrath ist nur eine Karikatur eines vernünftigen und gerechten Wahlsystems, und doch hat sie die Art des Wiener Parlaments aufs Stärkste verändert. Je schwieriger eine Verschanzung ist, desto mehr Arbeit braucht es, sie zu nehmen. Aber genommen muß sie werden und wenn auch die „allgemeine Wählerklasse“, die neuen Kurien in Stadt, Land und Gemeinde im ersten Anstürme nicht fallen werden: sie müssen unser werden! Ein Mißerfolg entmuthigt die Sozialdemokraten nicht, er spornt sie nur an!

„Will unsere Zeit mich bestreiten, ich laß es ruhig geschehen; ich komme aus anderen Zeiten und hoff' in andere zu gehen!“ so schreibt der große österreichische Dichter, und die Nachwelt hat Grillparzer's Ruhm bestätigt. Auch die Sozialdemokraten sind nicht von heute und nicht bloß von morgen kann ihr Besitzthum sein. Nie empfinden wir die tiefe Gewißheit unseres künftigen Sieges so warm, so innig, so unzweifelhaft wie an dem Tage des Maien, wo der sehnfüchtige Drang nach Befreiung und Erlösung in einem lichten Scheine den Erdball überfluthet. Von der hohen Warte dieses Tages, von der aus wir das „gelobte Land“ der neuen Freiheit schon zu sehen vermeinen, verschwinden auch die kleinen Widrigkeiten, mit denen uns der politische Kleinkrieg heimsucht, in Nichts und wir empfinden sie nur als ein Mittel, womit die Entwicklung unsere Sinne schärfen, unsere Kräfte steigern, unsern Trost aufspeichern will. In Bereitschaft sein, ist Alles, und so zieht die Wiener Arbeiterschaft die Bilanz der Wahlkampagne, um ihre Reihen zu festigen, ihre Organisation wetterfest zu machen, den Sieg ihrer Ideen vorzubereiten. Fruchtlos haben wir nicht gesritten!

Fritz Musterlik.



Maientwanderung.

„He, Alter, ist Euch die Straßenwanderung nicht lästig genug, daß Ihr just im frischen Schotter fortstolpert? Ich seh' Euch schon eine gute Weile zu.“

„Ich hab' drauf kein Aug'. Unterm Kirschbaum im Straßengraben liegt sich's freilich bequem.“

„Besonders, wenn man allerlei Leute vorbeispazieren sieht. Es sind recht liebe Gesichter darunter.“

„Um! Ich mag nichts seh'n.“

„Ihr seid aus dieser Gegend?“

„Herr, reden wir nicht d'rüber!“

„Doch. Doch. — Meinertwegen! Gibt es da in der Nähe nicht eine Quelle? Die Sonne meint's gut, das rechte Wachswetter! Das wird ein gesegnetes Jahr, meint Ihr nicht?“

„Gesegnetes Jahr! Ha, ha, ha! Ein gesegnetes Jahr! Warum war das letzte keines? Dann hätte ich mich wohl gehalten! Aber es kommt eben nie zur rechten Zeit und am rechten Fleck! — Eine Quelle? Ja, dort oben, wo sich die Straße um den Hügel herumzieht.“

„Frisch Wasser und munterer Plausch, das thut dem Wanderburischen auf der Walze wohl! Wohin geht der Marsch?“

„Fort! oder weiß ich — heim oder fort, das ist jetzt Alles eins.“

„Wie in der Sonnenwärme die Erde dampft! Lieber Mann so laßt doch den Kopf nicht so hängen und hebt die Nase! Wißt Ihr denn gar nicht, was der Frühling ist?“

„Schau'n Sie, geh'n Sie allein — mich verdrießt das Reden!“

„Ah, das gibt es nicht! Auf der Landstraße gibt es keine Ziererei! Wenigstens bei uns Gefellen. Versteht Ihr? Was gilt's, ich sage Euch auf der Stelle, wie's mit Euch steht? Wetten wir? — Da drunten liegt ein schönes Dorf mit vielen rothen Ziegeldächern — es sind viele neue drunter. Dort hat es gekramt vor fünf, sechs Jahren. Unter einem solchen habt Ihr gehaust. Hab' ich's errathen?“

„Das schon!“

„Seht Ihr's? Und mit Euch ein braves Weibchen und eine Schaar Kinder. Das viele Brot, die schlechten Jahre, die großen Schulden! Man baut auf, schindet und plagt sich Tag für Tag, Jahr für Jahr. Aber just, wenn man den Segen braucht, bleibt er aus — nur die Zinsen, die kommen alle Jahr, bis endlich eines Tages die hohe Kommission mit ein paar Großbauern sich einstellt: die klumpen mit den Gulden im Hosensack, schreiten die Aecker ab, zerdrücken mit den dicken Fingern die Schollen, ob sie recht mürb' sind, die zählen die Ziegeln am Dach, tätscheln mit den fetten Patschhänden den Rücken der Kühe und sagen: „Armes Vieh, hast schon lang kein rechtes Futter, es ist Zeit, daß du in einen ordentlichen Stall kommst!“

„Meiner Seel', so ist's.“

„Hahaha! Und aus lauter Erbarmen mit dem Vieh kaufen sie die ganze Wirthschaft zusammen um ein Sündengeld, aber der Bauer — nun der Bauer schneidet sich einen hanebuchenen Knüttel ab, wie Ihr einen habt, und zieht auf der Landstraße in alle Welt hinaus — fort oder heim, das ist jetzt Alles eins! — Nicht wahr, Ihr staunt, was ich für eine feine Nase habe? Aber Ihr habt sie nicht, sonst hättet Ihr längst gerochen, daß ich im Rucksack guten Käse und frisches Brot habe — 's ist freilich weißes! Wir wollen 'mal probiren, daß uns dann der Trunk besser schmeckt.“

„Schön Dank! Mir schmeckt schon drei Tage kein Essen. Sind Sie auch vom Vaterhaus weggejagt worden, daß Sie Alles so wissen?“

„Ja, Gott sei Dank! Aber es ist schon lang her, ich war noch ein Kind. Macht kein so langes Gesicht, weil ich sage „Gott sei Dank“. Es sind unser übrigens ziemlich viel — ziemlich viel, die Vertriebenen! Das fällt so ab, Mann für Mann, wie im Herbst die Blätter von der Linde.“

„Sieht — sehen Sie, das ist's ja, was mir so aus Herz greift. Wir fallen ab wie die Blätter — ja, ja, wie die Blätter, so ist es! Und ein gelbes Blatt kommt sein Lebetag nicht mehr auf den Zweig.“

„Auf den grünen Zweig.“

„Ja. So lang man sitzt in seinem Haus und auf seinem Grund, da hat man was unter sich, da steht man fest, da hält man sich an. Aus dem Boden zieht man sein Brot, auf dem Boden zieht man sein Vieh und baut man seine Keusche. Da haßt Du ganz recht! Man sitzt fest wie ein grünes Blatt am Zweig.“

„Das ist so wie beim Sturm: Er reißt die Aeste hin und her, das Laub aber, so lang es grün ist, bleibt fest.“

„Ja, ja, so ist's! Aber jetzt: weil wir schon bei den Blättern sind — es ist merkwürdig, auf was man bei dem Gerede kommt — jetzt aber, was jetzt? Wir sind jetzt abgefallene Blätter, es kommt der Wind, nur ein Wind, hui, da fliegen wir hin und her, dahin, dorthin, nirgends ein Halt, bis wir, bis wir —“

„Bis wir auf dem Acker eines fremden Herrn liegen und faulen und ihn das Feld düngen —“

„Das heißt —“

„Das heißt zu deutsch, wir kommen als Knechte oder Tagelente in das Haus eines Andern und müssen ihm arbeiten für das liebe Brot, wir haben den Schweiß und er hat den Segen, wir füttern die Kuh und er hat die Milch —“

„Und er hat die Milch!“

„Und unsere Kinder die Wasserjuppe!“

„Himmelsakra — da ist ein Märte! Gelobt sei Jesus Christus! Und meine Kinder, meine Kinder — die Wasserjuppe!“

„So rennt doch nicht immer im Schotter, da ist ja die Straße gut ausgetreten!“

„Himmelsa — Er hat die Milch, er hat die Frucht und wir sind der Dünger? — Also das auf meine alten Tag! Meine Kinder, meine Kinder! — Und so hab' ich mich geplagt bis in die sinkende Nacht! Und früh auf, wie der Hahn geschrien hat! Der Hahn auch — Alles, Alles haben sie verkizitirt. Wenn ich ihm nur früher den Kragen umgedreht hätte, dann hätten wir wenigstens noch einen guten Tag gehabt! Es ist himmelschreiend!“

„Habt Ihr denn gar keine Stütze?“

„Stütze? O, die Verwandten! Kömmt ich denen nur so allein beggenn! Herr, den Knüttel hab' ich mir abgeschnitten, wie ich an die gedacht habe. Stütze? O, mein seliger Vater! Hör', wie ich ein Bub war, da haben wir einmal den Brunnen geräumt, einen so schönen gemauerten Brunnen! Da ruft mich der Vater hinunter: „Lois, Lois! Steig' auf der Leiter herab und lies!“ Da war ein großmächtiger Stein eingemauert und darauf war eingegraben: „Moi's Zsinger 1699.“ Schau, Bub, sagt mein seliger Vater, vor vielen hundert Jahren ist schon ein Zsinger auf dem Haus geseßen, der war unser Urahn' und hat uns den Brunnen gegraben. Und seit dem sind immer die Zsinger Herren auf dem Haus, rechtschaffene Leute, haben gearbeitet, ihre Kinder großgezogen und dem Orte keine Schand gemacht. Die liegen jetzt freilich Alle draußen im Friedhof, rechts von der Kapelle, Du weißt ja. Viele sind freilich fortgezogen für den Kaiser und liegen drunten bei den Türken oder drüben bei den Franzosen oder weiß Gott wo. Lois, das Haus halt Dir und die Grund': Das ist Deine sicherste Stütze! — Und jetzt! — Die sicherste Stütze!“

„Aber, aber, wer wird denn weinen! Da nehmt Euch noch ein Stück Käse und lauft nicht so, es geht ja schon bergauf! Jetzt will ich Euch was erzählen: Laßt den seligen Vater schlafen dort drunten rechts von der Kapelle! Andere Zeiten, andere Stützen! Der Eine stützt sich auf sein Haus, der Andere auf seinen Geldsack. Wer aber weder Haus noch Geldsack hat, auch der ist nicht ohne Stütze. Schaut nicht so zweifelnd drein. Ich habe Euch schon gesagt, daß unser Viele sind, die nirgends an der Erde festhängen, die herumtreiben auf allen Landstraßen und haufenweise sich ansammeln in den Städten. Daß sie so viele sind und nicht todte Blätter, sondern Menschen mit kräftigen Armen, mit Verstand und Herz, das ist auch eine Stütze!“

„Es schaut doch Jeder nur auf seine eigene Haut!“

„Eben, eben! Weil Jeder seine eigene Haut schützen will und es nicht alle in kann, deshalb stellen sie sich zusammen. Ihr habt doch gewiß einmal einen starken Sturm im Gebirge erlebt, nicht? Ich wohl, als ich mit Kameraden einen Berg bestieg. Dieser Sturm! Wir konnten uns kaum erhalten, und hart neben uns ging es hinab, an die fünfzig Klaster tief! Da haben wir uns fest aneinander gehängt: Alle oder Keiner! Und es hat genügt. Jeder hielt seinen Vordermann um die Mitte und so sind wir von der Kloppe herabgekommen.“

„Das ist schon möglich, schon möglich.“

„Lieber Mann, der Mensch ist wohl eine schlechte Stütze, er ist leicht, leichter als ein Blatt. Und je näher er uns steht, umso weniger können wir uns auf ihn verlassen. Wer auf einen Stein in seinem Acker stößt, wirft ihn beiseite nicht auf die Straße, sondern auf das Feld des Nachbarn und der gibt ihn weiter. Hat er ein fetteres Schwein, so möchte es ihm der Gevatter am liebsten bereben und behengen. Das nennt man so die Tugenden des Besitzes! — Wer aber nichts hat? Die Menschen raufen sich nur um das, was sie haben. Wir aber von der Landstraße, wir haben so Vieles gemeinsam, nämlich Alles, was wir nicht haben. Und das machen wir uns nicht streitig. Wir Zwei werden uns doch leicht darüber verständigen, daß wir kein Geld haben und nothwendig welches brauchen? Wie? Wir sind doch einer Meinung?“

„Ja, wenn man's so nimmt!“

„Man braucht das gar nicht so zu nehmen, Freund, das ist so! Schaut einmal zurück, lieber Alter, dort hinter den Bergen, was glaubt Ihr ist dort?“

„Land, so wie hier. Was sonst?“

„Und weiter drüben? — Wieder Land und wieder Menschen und so fort, bis wohin?“

„Bis ans Ende.“

„Natürlich bis ans Ende, aber was ist das Ende? Das Meer! Aber jenseits des Meeres wieder Land und wieder Menschen, so wie hier! Etliche, die was haben, etliche, die viel, sehr viel haben, und Viele, die nichts haben. Tausende und Abertausende ohne Dach und ohne Acker, die Alle gerade nur die Erde als Stütze haben, auf der sie just steh'n, die so locker hängen an der Welt, wie wir damals am Berg beim Sturm. Es kommt Einem vor, als wären sie nur Gäste, Herbergsleute hier auf der Erde, Reisende ohne Dach und Herd, nur geduldet. Seht Ihr dort den Feldhüter, dort? Er paßt auf, daß wir nicht die Acker betreten! Durch dieses schöne Ländchen, das wir von hier überblicken, das sich so breit und eben hinzieht, führt wie ein dünner weißer Faden die Landstraße: Die weite Flur für die Wenigen und der schmale staubige Streifen für die Vielen!“

„Für die Vielen!“

„Ja, Alter, für die Vielen, für die Millionen, die Alle darüber im Klaren und einig sind, daß sie nichts haben — außer den Straßenstaub Sie Alle wandern hin und her, wie die Blätter im Herbst, hierhin, dahin — fort und heim kann man nicht sagen, denn sie sind überall daheim.“

„Wieso überall?“

„Wieso? Schaut, alter Mann, ich komme aus dem Bayerschen, dort liegt mein Vater begraben, dort hab' ich die Tischlerei gelernt. Und nun bin ich hier in Oesterreich. In zwei Stunden kommen wir ins nächste Städtchen. — Wartet einmal, zu wem geht Ihr dort?“

„Ich, ich weiß es nicht!“

„Aber ich weiß es. Ich hab' darin ein Heim, mein Heim, wiewohl ich den Ort noch nicht betreten habe.“

„Aber wo denn?“

„Wo? Bei den Vielen!“

„Ha, ha, ha! Bei den Vielen!“

„Nacht nicht, Alter, das ist kein schlechter Witz. Können Ihr lesen? Ja? Nun also, was steht da auf dem Büchlein?“

„Holzarbeiterverband — München.“

„Also! Und in dem Städtchen gibt es doch Tischler, Zimmerleute, Drechsler?“

„Sicher!“

„Nun, neben einem Gasthauschild hängt dann gewiß eine Tafel mit der Aufschrift: Arbeiterheim, Gesellenhaus, Vereinslokal der Holzarbeiter, Zahlstelle des Holzarbeiterverbandes oder etwas Aehnliches. Dort trete ich ein, weise mein Buch vor, und Alle schrei'n: ‚Servus, was machen die Münchner? Wie war's mit Eurem letzten Streik?‘ Der Kassier sperrt die Kasse auf und zahlt mir die Reiseunterstützung aus. Wir trinken zusammen einen Schoppen, ich erzähle von den Städten und Städtchen, durch die ich gewandert bin, und wenn wir müde sind, dann führt mich der Herbergsvater in eine Kammer, und ich schnarche. Gibt es in der Stadt Arbeit für mich — ich brauche nicht lange herumzureden, unsere Leute wissen das — so schicken sie mich hin, wo man meine Arbeit braucht. Gibt es keine, so zieh ich morgen Früh zum andern Thor hinaus. Seht Ihr, Alter, das sind meine Stützen, und ich bin mit die übrige: Verdien ich, so zahle ich in die Kasse, aus der die Wandernden, die Kranken, die Arbeitslosen unterstützt werden.“

„Das ist aber merkwürdig, das ist merkwürdig!“

„Natürlich geht es nicht immer so glatt. Man kommt auch manchmal in eine Stadt, wo die Genossen selbst nichts verdienen, wo sie den Hobel weglegen und sagen: Wir ziehen unser Brot nicht aus dem Boden, uns wächst kein Kornfeld. Aber wir haben unsere starken Arme, mit denen wir tagaus tagein hämmern und hobeln, die Dächer den Andern zimmern, ihre Thüren gegen Diebe und ihre Schränke für Habseligkeiten verfertigen. Dafür wollen wir unseren Lohn haben, der uns Acker und Haus, Dach und Herd ist. Denn der Lohn ist der Schlüssel, der uns die Thür zur Vorrathskammer der Welt aufmacht. Und wollt Ihr uns den auskömmlichen Lohn nicht geben, so nehmt selbst das Beil und den Hobel! Weil sie das nicht können — und wenn sie es könnten, so wären ihrer zu wenig — müssen sie über kurz oder lang kommen und sagen: ‚Hier habt Ihr Euren Lohn, denn er ist Euer Brot, und jetzt wird er für Euch und Eure Kinder ausreichen!‘ — Und das kann nicht Einer oder ein Anderer machen, denn Einen kann man erlegen; das müssen die Vielen machen, die Eintracht, der Mensch, der sich auf Menschen stützt und nicht auf Acker und Geldsack.“

„Sonderbar! Sonderbar!“

„Und weil wir gleich oben sind, bei der Quelle, schauen wir noch einmal zurück. Dort hinter den Bergen, und weit, weit über dem Meer, überall sind wir, die Vielen, die Masse, und überall sind wir zu Haus. Denn wir haben gelernt, daß wir entweder nichts sind, nichts als welke, faulende Blätter am Acker der Andern, oder auch eine große Macht, wenn wir einig sind, oder auch die Herren der Erde, weil unserer Hände Arbeit die Erde, das ist Alles, was da Menschenwerk auf Erden ist, schafft und erhält.“

„Das glaub ich nicht! So Viele, so Viele! Und die könnten einig sein?“

„Ob sie einig sein können? Sie sind es heut zum großen Theil, und just heute, heute ist der große Tag, wo wir Alle, diesseits und jenseits des Meeres, den Hammer weglegen und sagen: Ihr, die Ihr auf Eurem Acker oder auf Eurem Geldsack sitzt und glaubt, die schöne Welt ist nur für Euch da, heute seht

Ihr uns einig vor Euch steh'n und einig unseren Antheil von den Gütern dieser Welt fordern. Das, was wir durch die Kraft unserer Hände und unseres Verstandes schaffen, gehört uns! Und nicht lange werden wir den Boden pflügen, während Ihr erntet, nicht lange mehr die Kühe füttern, tränken und melken, während Ihr Euch und Eure Kinder allein mit der Milch nährt.“

„Ja, die Milch für die Kinder!“

„— Heute ist der 1. Mai, der Feiertag des arbeitenden Volkes in allen Ländern und über allen Meeren, heute ist der 1. Mai, der Siegestag des Proletariats, der Ehrentag der Massen!“

„Also das bedeutet der 1. Mai?“

„Heute ist — aber seht dort, seht! Dort ist ja das liebe Mädchen mit dem blauen Tuch und die Frau mit den Kindern.“

„Ja, sie sind's.“

„— Die vor einer halben Stunde vorbeigingen, als ich im Graben rastete. Ja, es ist das schöne traurige Mädchen mit den tiefen Augen, so kommt doch!“

„Ja, aber, Sie kennen diese —?“

„Ich sage Euch ja, daß sie zuvor vorübergegangen!“

„Das sind meine Leute. Sie haben also nicht den Feldweg eingeschlagen!“

„Das Mädchen ist also Eure Tochter?“

„Ja, die Arme thut mir dabei am meisten leid! Sie hatte einen Burischen gern, einen aus dem Dorf. Er hätte sie auch geheiratet, denn sie ist brav. Jetzt aber — er braucht nämlich eine Kuh, wenn er anfangen will, und darum —“

„So? Der Ochse! Er braucht eine Kuh und kriegt er sie, so nimmt er das Mädchel auch dazu! Schade, daß er nicht eine Kuh direkt heiraten kann! Das wäre doch viel einfacher.“

„Sie haben uns schon bemerkt, die Kleinen kommen schon gerannt!“

„Fünf! Und nur die zwei Kleinen sind Buben. Schade!“

„O, mir drückt der Kummer das Herz ab!“

„Hoch den Kopf, Alter! Wenn es auch fünf sind, ist das viel unter den Vielen? Hände sind immer doppelt so viel als Mäuler! Uebrigens seid Ihr noch rüstig. Wie wäre es auf einem Zimmermannsplatz? Da heißt es freilich schwer schleppen, aber das seid Ihr gewohnt.“

„Fif's, was es ist! Nur ein Brot! Und die zwei Aeltesten können auch schon wacker zugreifen. Nur der Anfang! Um den Anfang ist mir bang. Wenn man so wildfremd in die Welt tritt!“

„Wildfremd? Nein! Vergesst nicht, daß heute der 1. Mai ist. Heute tretet Ihr ein in die Armee Derjenigen, die überall daheim sind, denen die ganze Welt angehört. Ihr kommt allesamt mit auf die Herberge, dort werde ich für Euch sammeln, dort wird man vielleicht Arbeit für Euch wissen und — und —“

„Und die Andern!“

„Und — Eure Tochter wird auch keine Kuh brauchen, um —“

„Wer wird sie —?“

„Fif! Da kommt sie — und wenn ich nicht blind bin, so wird dieser Tag der schönste 1. Mai meines Lebens. Fif!“

„Fif, der Herr will Dich —“

„— Der Herr ist ein wandernder Tischlergeselle aus Bayern, will mit Ihnen bis in die Stadt wandern und Ihnen dabei erzählen, was der 1. Mai ist!“

D. W. Payer.



Wammon.

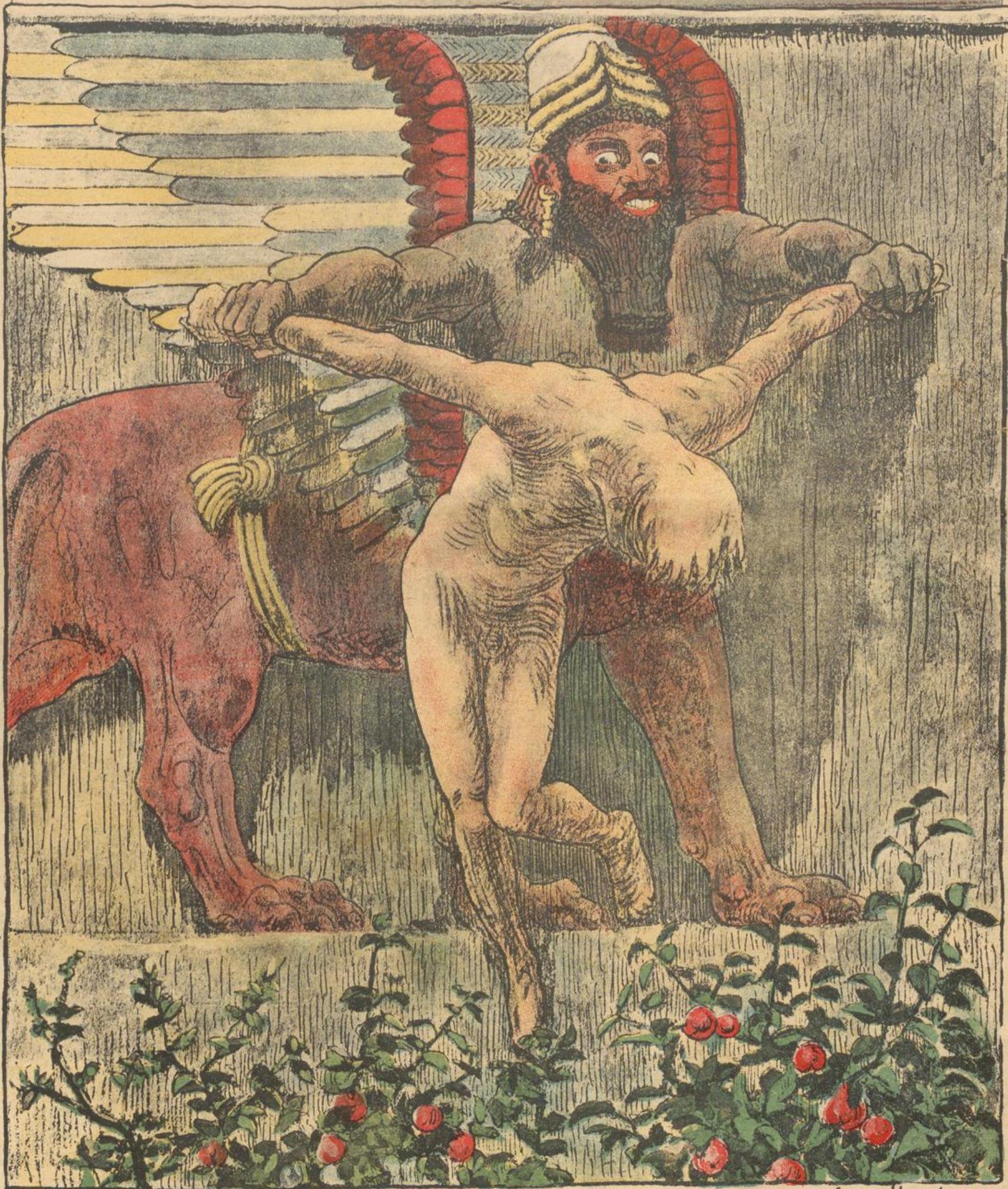
(Zum Bilde auf der Rückseite.)

Daß der Kapitalismus eine neue Aera der Sklaverei geschaffen hat, empfindet jeder Proletarier Tag für Tag. Der Despotismus des Alterthums mit seiner schonungslosen Verachtung des Lebens der Unterthanen ist kaum blutiger gewesen, als diese Wirtschaftsform des modernen Bürgerthums. Darum hat des Mäters Phantasie, in der Absicht, die Erbarmungslosigkeit des Kapitals greifbar darzustellen, einen jener geflügelten Centauren gewählt, die als Portalfiguren an den Palästen der perischen Könige standen, die als Löwenleiber mit Adlersflügeln und einem Königshaupt darauf, das mit Gold und Edelsteinen geschmückt und dem Herrscherhute bedeckt ist, das dreifach verkörperte Symbol der Alles nieder-tretenden Herrschermacht darstellen. Dieses steinerne Herrscherbild scheint wieder lebendig geworden zu sein, und hält in seinen furchtbaren Armen einen nackten Menschen, den es förmlich zerbricht, während sich auf seinem Gesicht unwillkürlich die Züge bestialischer Grausamkeit malen. Wem siele bei diesem Anblick nicht der letzte gewaltige Kampf des Grubenproletariats ein, das wehrlos der unmenschlichen Habgier der millionenreichen Kohlenbarone ausgesetzt war und sich trotz verzweifelter, heroischer Gegenwehr der zermalmenden Fessel, in der sie die Profitwuth der Unternehmer hält, nicht entwinden konnte! Dieser arme, rettungslos verlorene Mensch, das sind die hungernden Kohlengräber mit ihren abgezehrten Weibern und todtkranken Kindern, das ist das in Elend und Noth untergehende Proletariat! Ringsumher blühen die Rosen, ein lachender Garten von Schönheit und Glück breitet sich vor seinen Blicken aus, aber der Proletarier hat keinen Theil daran, weil er sich den umflammernden Banden des Kapitals nicht entwinden kann. Aus diesen ehernen Armen wird das Proletariat nur von der Sozialdemokratie erlöst werden, denn sie ist es, die die Macht des Kapitalismus brechen wird. Und der Tag der prophetischen Verkündigung dieser herrlichen Zeit der Freiheit, das ist der 1. Mai.

**Dieser Festschrift liegt ein doppelseitiges Kunstblatt bei:
„Unser der Sieg — trotz alledem!“**

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Janaz Brand, Wien, VI. Gumpendorferstraße 8.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Wilhelm Ellenbogen.
Druck von Johann N. Bernay in Wien.

MAMMON



Engelhart